

Bußgedanken.

Wieder neigt sich das Jahr dem Ende zu, und vor uns steht der Bußtag, steht vier Tage später der Totensonntag. Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß auch die katholische Kirche das Gedächtnis ihrer Toten im November feiert, diesem Monat, der der trübste und traurigste, der grau und nebelhaft im Leichten über die Natur liegt. Ein Zeichen auch über die Herzen der Menschen. Und ganz besonders dicht und schwer sinkt es herab auf Deutschland, ganz besonders trüb und traurig, grau und nebelhaft wird dieser November uns Deutschen die Seelen durchschauern.

Wenn wir Deutschen nun am 21. November, am Bußtage, frierend und hungernd im kalten Heim sitzen, das kaum erleuchtet ist durch eine kleine Petroleumlampe oder dort, wo die Not auch diese ausgeblasen hat, dann ist es Zeit, wirklich einen Bußtag zu begehen in dieser dunklen Einsamkeit. Aber wir können das wahrhaft nur tun, wenn wir doch endlich einmal uns an die eigene Brust schlagen in der Erkenntnis, daß wir selbst die Schuldigen sind.

In uns allen steckt viel zu viel vom Hochmut des Pharisäers, der sich für gerecht und schuldblos, den Zöllner aber für einen Sünder hielt. In das politisch-wirtschaftlich-soziale Leben der Gegenwart übertragen, hat uns allen dieses biblische Bild so unendlich viel Wahres, Ernstes, Nachdenkliches, vor allem aber Bitteres zu sagen. Nicht der andere oder die andere sind die Sünder, sind die Schuldigen, sondern wir selbst. Jeder einzeln.

Sucht doch nicht immer die Schuld bei andern, sucht sie doch zuerst bei euch selbst! So möchte man am Bußtage jedem, jedem Deutschen zurufen, wenn er fragt über die furchtbare Not der Gegenwart. Und wenn er dann immer nur „den andern“ die Schuld dafür zuschiebt. Immer sollen es „die andern“ sein, nie — du selbst! Aber Schillers Wort: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“ gilt noch immer und ist der tiefste Sinn alles Geschehens, aller Erfolge, aller Leiden.

„In deiner Brust...“ Statt dessen schlägt man immer an die Brust — der andern. Liebt den Splitter im Auge des Nächsten, aber nicht den Balken im eigenen Auge. Und Christus sagt diesem mahnenden Satz das Wort: „du Heuchler!“ hinzu. Da ist immer — ja nach der politischen Einstellung — an all' unserem Leid Poltarcé schuld oder der Engländer; der Kaiser und die „Junfer und Schloßbarone“, der Militarismus und der Kapitalismus, der Marxismus und die Juden, der Landwirt und der Unternehmer oder der allzu wenig produzierende Arbeiter, der Beamte oder der Staat, Streifenmann oder Herrgott oder Müller-Franken, der Sozialdemokrat. Immer die andern. Und immer sind's Schlagworte, durch deren Aufnahme und Nachbrüllen man so schön das eigene Schuldbewußtsein überspielen kann.

„Du Heuchler!“ Wie der einzelne, so büßt auch ein Volk im Leid und durch das Leid nur eigene Sünden, nie die der andern. Das ist immer so gewesen seit den Tagen Karthagos, da die Bürger dieser Stadt sich selbst zerstückten, während der Römer vor den Toren stand und die Stadt fürchte, als die Karthager immer noch „die Schuldigen“ suchten. Zerstückt wurde die Stadt, gefügt aus der Geschichte, und der Pflug ging über die Stätte, wo einst ein großes und reiches Volk gewohnt hatte. Es ward vernichtet durch eigene Schuld.

Hat nicht jeder von uns wirklich genügend Veranlassung, an die eigene Brust zu schlagen, weil er fast immer nur an sich denkt und ganz vergißt, daß es Pflicht gegen die Gemeinschaft, den Staat, das Volk gibt! Wird die Birnie, das Weiden, der drohende Untergang nicht gemehrt und beschleunigt, weil jeder für sich zu retten versucht aus dem Chaos, was er nur retten kann! Jeder, Geschäftler, ob Unternehmer oder Arbeiter, Landwirt oder Städter, Beamter oder Kauf-

mann. Jeder, denn niemand will der Gemeinschaft, dem Staat, dem Volk etwas opfern. Und das ist Schuld, schwere, sühnebedürftige Schuld, Schuld, für die wir alle jetzt büßen oder noch büßen werden.

Kast scheint es so, als ob das deutsche Volk den ganzen Fonds eibischen Wollens hingegeben hat im Kriege, als ob in uns jetzt keine sittliche Kraft mehr vorhanden ist. Gesetze und Verordnungen werden grundsätzlich von allen umgangen, wenn nicht der Staatsanwalt oder die Polizei in drohender Nähe ist. Damit lösen sich aber die Bande innerer Art, die die Bürger eines Staates aneinanderketten; denn nie kann Egoismus, sondern nur Hingabe und Opferwillen die Grundlage der staatlichen Form eines Volkes sein. Geht diese verloren, steigt jener Egoismus, der alles und alle niedertritt, dann geht der Staat zugrunde. Und wir alle, die wir schuldig sind dieser größten Sünde, mit ihm, weil wir uns lösten in diesem Kampf aller gegen alle.

Vielleicht wird in der dunklen Einsamkeit unseres Heims diese Erkenntnis doch dem einen oder dem andern leise aufdämmern, wenn auch Selbsterkenntnis das Schwerste ist. Aber nur durch das Tor eines solchen bußfertigen Selbstbekenntnisses können wir in eine bessere Zukunft hineinkommen.

Nah und Fern.

Falsche Billionenscheine. Der Falschgeldhändler bei der Polizeidirektion München wurde der erste gefälschte Billionenschein eingeliefert. Eine fünfhundertmillionennot vom 1. November 1923 ist durch einen blauen Überdruck auf eine Billion ausgewertet. Vor Annahme dieser verfälschten Noten wird gewarnt mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß bisher von der Reichsbank nur zwei Arten von Reichsbanknoten ausgegeben worden sind, die durch Überdruck einen vom Text der Note abweichenden Wert erhalten haben. Es sind dies die Reichsbanknoten zu ursprünglich 1000 Mark mit dem Datum vom 15. Dezember 1923, die durch Überdruck den Wert von 1 Milliarde, und die Reichsbanknoten zu ursprünglich 5000 Mark mit dem Datum vom 15. März 1923, die durch Überdruck den Wert von 500 Milliarden Mark erhalten haben.

Der deutsche Rundfunk. In der Deutschen Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin hielt Staatssekretär Dr. Bredow einen Vortrag über das deutsche Funkwesen. Am Schluß der Darlegung wurde auch der neueste Dienstzweig, der deutsche Rundfunk, eingehend besprochen. Vor und nach dem Vortrag wurde die von einem Berliner Rundfunkföhrer gestiftete Musik durch vorzügliche Lautsprecher im Saale hörbar gemacht. Der ganze Vortrag wurde mittels eines am Rednerpult angebrachten Mikrophons durch Rundfunk verbreitet. Die vorliegenden Nachrichten besagen, daß die Ausführungen des Staatssekretärs auf vielen hundert Empfangsstellen in Deutschland, der Schweiz, Holland und Schweden mitgehört werden konnten.

Neue Gewerkschaftsverbände und Wänderungen. In Karlsruhe kam es im Anschluß an Erwerbslosenverbände zu Wänderungen. Die Polizei nahm zahlreiche Verhaftungen vor. — In Weinheim an der Bergstraße entspann sich zwischen Wänderern und Gendarmen ein Feuergefecht. Ein Wänderer wurde erschossen, ein anderer Wänderer und ein Gendarm wurden schwer verletzt. — In Düsseldorf wurden die Wänderungen fortgesetzt. Zahlreiche Fuhrwerke wurden auf den Landstraßen von den Wänderern angehalten und ausgeraubt. In zahlreichen Fällen erhielt die Polizei Gewehrfeuer.

Ein Selbstmord aus Not. In Bernierode am Harz machten in einer einzigen Woche elf Personen ihrem Leben durch Selbstmord ein Ende. Es handelte sich um Menschen, die Hunger und Verzweiflung zu diesem Schritt trieben.

Dammbruch an der Ostsee. An der hinterpommerschen Küste ist bei Danterort bei den letzten Stürmen erneut ein Dammbruch erfolgt. Die Düne ist in einer Länge von 150 Metern weggespült worden; gewaltige Wassermengen haben sich in den dahinterliegenden Dufower See ergossen. Im Dorfe Danterort ist das Wasser in die Häuser gedrungen. In der Nähe des Fischerdorfes Neuwasser wurden in einem Walde 150 große Bäume von der Sturmflut entwurzelt.

Schiffskatastrophen. Auf dem holländischen Dampfschiff „Nijperled“, das sich von Ostia Feuer aus. Trotz aller Anstrengungen konnte die Ausdehnung des Feuers nicht verhindert werden. Das Schiff wurde durch Kanonenschüsse im Hafen zum Sinken gebracht. Ein amerikanisches Kanalschiff, das 164 Tonnen schwefelsaures Natron mit sich führte, ist im Hudsonfluß gesunken. Ein Mann der Besatzung wird vermißt.

Deutsche Kinder in Dänemark. In Kopenhagen traf ein neuer deutscher Kindertransport von 100 Kindern ein. Er wurde von dem Leiter des dänischen Komitees für deutsche Kinderfürsorge am Bahnhof in Empfang genommen. Unter den eingetroffenen Kindern befanden sich 25 Kinder deutscher Journalisten, die von dänischen Journalisten besonders eingeladen sind und von diesen empfangen wurden. Wie das Hilfskomitee mitteilt, erwartet man in Dänemark vor Weihnachten das Eintreffen von noch 2000 deutschen Kindern zum längeren Erholungs-aufenthalt bei dänischen Familien.

Entdeckung einer Styrhenstadt. Der russische Archäologe Subinin hat bei Ausgrabungen in der Umgebung von Simseropol die Reste einer Stadt aus der Zeit der Styrhenherrschaft in der Arim entdeckt. Die Ausgrabungen werden fortgesetzt.

Vermischtes.

Schön, aber anständig. Ein in der Nähe von Gießen wohnender Gutbesitzer veranstaltete kürzlich einen Familienabend für seine Leute. Er erzählte ihnen von Deutschlands großen Dichtern, zeigte Lichtbilder, die Szenen aus ihren Werken darstellten, und tat alles, was er konnte, um den Abend recht anregend zu gestalten. Zuletzt gab es bei Bier und Kaffee noch ein gemüthliches Plauderstündchen. Am andern Morgen traf der Gutbesitzer eine seiner Stallmägde auf dem Hofe an und fragte sie, wie ihr der Abend gefallen habe. „O“, sagte sie, „es war schön, es war sehr schön und dabei so anständig!“

Der Einsturz des deutschen Konsulatshauses in Yokohama. Bei dem großen Erdbeben in Japan ist, wie man weiß, der Kanzler des deutschen Generalkonsulats in Yokohama, Herr Märk, ums Leben gekommen. In einem jetzt vorliegenden brieflichen Bericht wird hierüber folgendes berichtet: „Das Konsulatsgebäude ist mit dem ersten Erdstöße zusammengestürzt und begann alle darin befindlichen Personen unter seinen Trümmern. Der Generalkonsul befand sich zur Zeit der Katastrophe dienstlich auf der Rückreise von Tokio nach Yokohama. Er entging dadurch dem Tode. Die später festgestellt werden konnte, hielt sich Herr Märk, als das Erdbeben einsetzte, in der Kanzlei auf. Er stürzte in die daneben liegende feuerfichere Aktensammer, die der sicherste Raum des Gebäudes war. Da dieser Teil des Gebäudes aus nicht brennbaren Materialien hergestellt war, hat hier auch das Feuer weniger gewüthet und an der Leiche waren nur die Haare verlohrt. Auch ein Aktenschild, das Märk in der Hand hielt, war verbrannt. Die sterblichen Reste wurden an Ort und Stelle eingäschert. Außer Märk befanden sich zur Zeit des Erdbebens neun Japaner im Konsulatsgebäude. Sie alle sind unversehrt...“

Das Ei der Wucherpolizei. Man kennt die Geschichte vom Ei des Kolumbus — sie ist sehr schön und lehrreich, aber die Geschichte vom Ei der Wucherpolizei, die wir jetzt erzählen wollen, ist noch viel, viel schöner: Eines schönen Oktobertages gab eine Berliner Tageszeitung in einer Übersicht über Berliner Markthallenpreise den Preis eines Eies mit 150 Millionen Mark an. Der Redaktionsveränderliche für Eier hatte diesen Tagespreis durch gewissenhafte Umfrage bei den Eierhändlern ermittelt, und das war gut. Oder es war vielmehr nicht gut, denn die Wucherpolizei, die immer auf dem Laibwege ist, hatte bald herausgefunden, daß der amtlich festgesetzte Eierpreis an jenem Tage „erst“ auf 120—130 Millionen Mark stand. Und was geschah nun? Es geschah etwas, worüber man Purzelbäume schlagen könnte: Die Wucherpolizei band sich den armen Redakteur vor und verdonnerte ihn wegen — Preistreiberi zu 30 Billionen Mark Geldstrafe. Das hat er nun davon! Und da die Sache nun sicher auch noch das Wuchergericht als zweite Instanz beschäftigen wird, wird man sich über den ganz famosen Scherz noch weiter amüßeren können.

Flammen.

Roman von Hans Schulze.

Ar der nächtliche Spul wieder verweht, ver-

schwunden.

Unwillkürlich war die Baronin weiter ins Innere zurückgewichen.

Das letzte Spinnweb von Hoffnung zerriß.

Hella!

So legte sich auf einmal wie ein Schleier vor ihre Augen.

Ein dumpfes Gesehl von Leere war in ihrer Brust.

Sie fühlte sich bis in den Kern ihres Wesens erschüttert;

in ihrem Bewußtsein war ein Miß, eine Kluft, und jenseits, endlos weit hinter dieser Kluft fern, fern vor ihr in Weltenweite lag das Land des Glücks, das Land, das ihr und ihrer heißen Sehnsucht für immer unerreichbar schien.

Neunzehntes Kapitel.

Als die Baronin am anderen Morgen die Fenster ihres Schlafzimmers aufstieß, stand die Sonne bereits hoch am Himmel und die alten Bäume des Parkes rauschten leise in den schweigenden Morgenklängen, wie die Kleider der Frauen in der Kirche, ehe die Predigt beginnt.

Die lustige Helle tat ihren schmerzenden Augen fast weh; in ihrer geheimen Herzensnot hatte es sie unwillkürlich nach dem trübverhangenen Grau einer melancholischen Regengstimmung verlangt, und nun lächelte ihr der reife Sommer tag so strahlend, so jugendlich entgegen, als habe sich die Welt wie zum Hohn auf ihre stille Verzweiflung gerade heute mit ihren leuchtendsten Farben geschmückt.

Unten auf dem wehgedeckten Frühstüdtisch der Veranda brodelte bereits die Teemaschine und das aufwartende Mädchen meldete ihr, daß Fräulein Hansen schon erst vom Frühstüdt aufgestanden und in den Park hinuntergegangen sei.

Im ersten Augenblick wollte sie in den Speisesaal zurücktreten, dann aber siegte ihr natürlicher Stolz.

Wenn jene ein Zusammenstoßen mit ihr nicht mied, sie hatte zu allererst Beranlassung, ihr auszuweichen.

Hella, die bei den Blumenrabatten des Vorplatzes stand und die Stimmen auf der Veranda gehört hatte, kam jetzt mit einem großen Busch langgesteifter Rosen die Treppe hinauf.

Der herrliche Morgen hat mich heute einmal früher als sonst aus dem Bett getrieben“, sagte sie nach der ersten Begrüßung. „Ich habe Rosen geschnitten, aber es geht mit ihnen zu Ende. Die schönste Blüte ist vorbei!“

Sie sprach mit einer so selbstsicheren Ruhe und Unbefangenheit, daß die Baronin ihre vollendete Schauspielkunst im Stillen immer wieder bewundern mußte.

Wie ein liebliches Sommerbild stand sie in dem grünen Rahmen der Ginzlinien mit dem locken Goldhaar und den tiefen Augen, aus denen das ganze Blau des Himmels wiederzustrahlen schien.

Sie hatte eine weiße Sommerbluse angelegt, die den feinen festen Hals in einem losen Ausschnitt freiließ und die runde Brust in zarten Umriffen anmutig nachzeichnete.

Ein wunderbarer Rhythmus sprach aus ihren weichen glockenartigen Bewegungen, als sie jetzt auf der Veranda leise hin- und herging und die Rosen mit geschickten Händen in Schalen und Vasen ordnete.

Sie wirkte in der Klarheit des sonnigen Sommertages so morgenfröhlich und lustig; es lag eine so frische, unbewußte Sinnlichkeit über ihrer ganzen Erscheinung, daß die Baronin in einem großen Erschrecken zum ersten Male in voller Tiefe den Jauber begriff, der von dieser Frau auf Männerherzen ausgeht, der auch Malen fast mit der Notwendigkeit eines Naturgeschehens in seine Bande gefesselt haben mußte.

So empfand sie es denn gerade als eine Befreiung, als Fräulein Grigoleit in diesem Augenblick zu ihrem gewohnten Frührapport auf der Veranda erschien und Hella, die mit der alten Wirtschaftlerin von jeher auf etwas gespanntem Fuße stand, die erste schickliche Gelegenheit benutzte, sich wieder ins Haus zurückzuziehen.

Die Vorbereitungen des Verlobungsabens, dessen alleinige Jurisdiktion unter Ausschluß der Parkenberger Kochfrau sich Fräulein Grigoleit auch als eine ganz besondere Ehre auserbeten hatte, machte noch eine große Menge von Besprechungen und endgültigen Bestimmungen notwendig.

Bald war eine lebhaft hauswirtschaftliche Auseinandersetzung zwischen den beiden Frauen im Gange, die der Baronin am schnellsten über die immer wieder ausbrechende Verzweiflungsklammung hinweghalf.

Sie beachtete sich mit Fräulein Grigoleit in den Weinkeller hinab, prüfte die Leinen- und Damaststücke in den großen alten Porzellanröcken der Dielen und hatte mit dem Fisch-

meister eine längere Verhandlung über eine Schleienerlieferung zur Sonntagstafel, daß ihr der Vormittag wie im Fluge verging.

Gegen zwölf Uhr kam Herta, die heute zum ersten Male wieder aufgestanden war, mit Trude gleichfalls zu den Wirtschaftsräumen hinunter.

Trude, die sich alle Mühe gab, die noch ein wenig bläuliche Freundin aufzuheitern, erfüllte den weiten Küchenraum sehr bald mit ihrer ausgelassenen Lustigkeit.

Als die jungen Mädchen aus der Unterwelt der Küche dann wieder zur Halle hinaufgingen, trafen sie dort auf Frau Pastor Hagedorn, die in einem neuen, bordeauxroten Hauskleid mit weitgeöffneten Armen auf sie zufließ.

„Ich bringe Ihnen unser junges Glück, Fräulein Herta!“ flüchelte sie in jubelnden Tönen. „Meine Emilie und ihren Bräutigam! Ihre Frau Schwester war so freundlich, sie noch nachträglich zur Verlobungsfeier zu bitten. Und da möchten sich die jungen Leute gern noch persönlich bedanken!“

Dann saßen sie im Musiksaal, wo Dr. Reinwald unterbes das Brautpaar in Empfang genommen hatte und von Fräulein Emilie Hagedorn sogleich in ein hochnotpeinliches Verhör über die Gründe seiner bisherigen Chelofsigkeit verwickelt worden war.

Trude, die sich mit stilllichem Vergnügen an der Verlegenheit ihres heimlichen Anbeters weidete, stand der ihr sonst als wandernder Tugendspiegel noch aus der Parkenberger Schulzeit her verhaßten Superintendententochter heute mit allerlei spitzigen Randbemerkungen zur Seite und stimmte schließlich auch der von ihr nachdrücklich vertretenen Forderung einer Junggefellenehe zu, die jeder billige denkende doch nur als eine billige Strafe für die ständig wachsende Chelofsie der Männerwelt ansehen konnte.

Die Baronin, froh, über den unerwarteten, neutralen Zuwachs ihres kleinen Kreises, lud die Pastorleute zu Tisch; eine Einladung, die mit stilllicher Genehmigung angenommen wurde, zumal sie von Frau Hagedorn, deren Gatte sich am Morgen zu einer Konjunkturmischung nach Frankfurt begeben hatte, von vornherein in das Programm Pahlowisch eingestuft gewesen war.

Mit Hilfe der tüchtigen Orchesterleitung Graf Siedlachts improvisierten Herta und Trude in aller Eile eine Kleinfeststafel

(Fortsetzung folgt)